



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie man ein Haus baut

Viollet Le Duc, Eugène Emmanuel

München, 1909

Kapitel XIV. Der Kunstrichter.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80845](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-80845)

Kapitel XIV.

Der Kunstrichter.

Die Witterung hatte bis in die letzten Novembertage hinein unsern Baumeistern ermöglicht, keinen Tag ungenützt zu lassen. Der Herbstsonnenschein war dem Unternehmen günstig, und an einigen Stellen reichte das Haus nun schon bis zu den Fensterstürzen des Erdgeschosses hinauf. Freilich bedurfte es der ganzen Willenskraft Herrn von Gandelau, sollten die Bauarbeiten nicht unterbrochen werden; denn nach und nach verschwanden die kräftigen Gesellen, da sie zu den Fahnen mussten, vom Bauplatz. Die Zurückbleibenden aber vertrödelten die Zeit und waren nicht bei der Sache. Da auch alle Pferde und Wagen aufgeboden worden, vermochte man kaum noch die Fuhren zu beschaffen. Truppenmassen, die zur Loire marschierten, durchzogen das ganze Land. Daheim aber verstrichen die Stunden in endlosen Gesprächen, und alles harrte angstvoll der Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Sie wurden mit jedem Tag düsterer. Allerdings war Orléans von den französischen Truppen wieder besetzt worden, und es schien noch nicht alle Hoffnung verloren. Paris widerstand.

Unterdessen war im Schlosse des Herrn von Gandelau eine neue Persönlichkeit auf der Bildfläche erschienen. Es war ein Freund des Hauses, dessen Besetzung von den Deutschen verwüstet worden; aus Furcht vor Schlimmerem hatte er sie verlassen müssen und auf dem Wege zu Verwandten, die im westlichen Frankreich wohnten, machte er bei Herrn von Gandelau zu vorübergehendem Verweilen Halt. Er war ein hochgewachsener Mann von fünfzig bis sechzig Jahren und sah etwas kalt drein, wiewohl auf seinem Antlitz ein immerwährendes Lächeln zu ruhen schien. Man hätte ihn für einen Diplomaten vom alten Schlage halten mögen.

Der neue Herr war sehr belesen und weit herumgekommen und verstand von allem ein bisschen; er war Mitglied etlicher gelehrter Gesellschaften, und in seiner engeren Heimat hatte seine Stimme einiges Gewicht. Er hatte sich gelegentlich um die Volksvertretung beworben; im industriellen Leben, dem er sich dann in die Arme geworfen, hatte er erkleckliche Summen verloren, und als endlich landwirtschaftliche Unternehmungen den Rest seines Vermögens verschlungen, beschränkte er sich darauf, den Dingen theoretisch auf den Leib zu rücken und über alle erdenklichen Streitfragen Flugschriften erscheinen zu lassen, die auf seine Kosten gedruckt und massenweis vertrieben wurden. Jegliches seiner Schriftchen versprach durchaus eine einfache Lösung aller Schwierigkeiten, gleichviel ob es die Politik, Wissenschaft oder Industrie, den Handel oder

gar die Kunst betraf. Er hatte auch bauen lassen; indessen, da ihn die Architekten zu verschwenderisch, zu sehr von Vorurteilen befangen, kurz, nicht die Rechten dünkten, um ein Bauwerk zustande zu bringen, so hatte er seine Bauten allein in die Höhe geführt. Er erledigte alles Geschäftliche, verhandelte direkt mit den Lieferanten, bearbeitete die Pläne, überwachte die Ausführung. Auch diese Liebhaberei war ihm recht teuer gekommen, denn eines schönen Tages stürzte sein Bau zusammen. Den Ingenieuren schenkte er so wenig Vertrauen wie den Architekten: als er auf seinen Gütern Wege anzulegen beabsichtigte, befahl er, sie nach einem ihm eigenen System auszuführen. Doch waren die Unternehmungen auf diesem Gebiete von keinem bessern Erfolg begleitet, als seine Hochbauversuche. Die Wege widerstanden hartnäckig jeder Benutzung. Doch Herr Durosay, dies war sein Name, gehörte zu den Leuten, die aus keiner Erfahrung, mochte sie noch so teuer erstanden sein, eine vernünftige Lehre ziehen. Sonst aber war er ein ehrenwerter Mann und äusserst höflich, gefällig, mitunter hochherzig, namentlich Leuten gegenüber, die seine Verücktheiten zu beschönigen verstanden und ihn aus Geschäftsinteresse oder Ueberzeugung für einen unfehlbaren Richter in allen Dingen ansahen.

Hätte irgend jemand seinen Rat erbitten mögen in dem Augenblick, da er den Eisenbahnzug besteigen wollen, er hätte lieber den Zug abfahren lassen, als dass er jenem seinen Urtheilsspruch nebst

eingehender Begründung schuldig geblieben wäre. Allein er beurteilte jedes Ding nach einem ein für alle Male zugrunde gelegten System und hörte nur mit halbem Ohr auf die Besonderheiten des Falles, die, Gott behüte, seinem System hätten was anhaben können. Dabei ging er willig auf Erörterungen ein und äusserte nicht die geringste Ungeduld, wenn jemand seine Meinung nicht teilte. Das Sprüchlein, das er für diesen Fall bereit hatte, hiess: „Wo die Gedanken feindlich aufeinanderprallen, blitzt hell das Licht der Wahrheit auf!“ Allein er wollte dies Licht nur immer geben und nie es empfangen.

Als er sich's für die paar Stunden seines Verweilens im Schlosse bequem gemacht hatte und die traurigen Dinge, die das Tagesgespräch bildeten, durchgesprochen worden, kam die Rede auf „Paulens Haus“, wie es im Familienkreise genannt ward. Herr Durosay wünschte die Pläne zu sehen. „Ich versteh mich nämlich ein bisschen auf die Bauerei, weiss, was daran ist,“ sagte er.

Des Vetters Mienen überflog ein Lächeln, doch der neue Herr hatte nicht acht darauf, wie denn überhaupt seine missglückten Bauunternehmungen keine Spur von Bitterkeit in seinem Gemüt zurückgelassen hatten.

„Nun, das ist aber sehr nett,“ sagte Herr Durosay, als man ihm die Pläne erklärt und er sie mit prüfendem Auge durchgesehen hatte. „Ich hab in Belgien Häuser gesehen, die dem hier etwas verwandt sind. Es zeigt sehr hübsche Einfälle; und

es wird höchst angenehm darin zu wohnen sein, wofern die Herren Preussen es euch gütigst zu Ende bauen lassen. . . . Darf ich mir ein paar Bemerkungen erlauben?“

„Aber bitte sehr.“

„Es liegt mir natürlich vollkommen fern, Sie zu irgend einer Abänderung dieser Entwürfe veranlassen zu wollen, da ich sie in ihrer Art vortrefflich finde. . . . Indessen ich habe viel gesehen, viel miteinander verglichen. . . . Wenn ich mich also über den ersten Eindruck, den ich empfangen, offen aussprechen darf, so möchte ich sagen, ich finde hier eher den Charakter eines Stadthauses, einer städtischen Villa wieder als den eines Landhäuschens. . . . Sie nehmen mir's doch nicht übel? . . . Doch ein so zugeknöpftes Gebäude nenn ich kein Landhaus; da will ich rundherum eine Säulenhalle sehen, zum mindesten aber eine breite Veranda und grössere Fensteröffnungen als deutlicheren Ausdruck der lebendig empfundenen Aussenwelt.“

„Ja, lieber Freund,“ versetzte Herr von Gandelau, „ich denke doch, meine Kinder sollen einen guten Teil des Jahres hier zubringen; so handelt sich's für sie nicht um den Besitz eines Hauses, das man nur während zwei oder drei Sommermonaten bewohnt, um gelegentlich den Müssiggängern aus der Stadt ein Gelage zu geben; nein, sie brauchen ein ordentliches, gut verschlossenes und bedecktes Haus, darin sie zu jeder Jahreszeit ihren ständigen Wohnsitz haben.“

„Sehr vernünftig, gewiss; aber was halten Sie dann von den oberitalienischen Villen, die trotz des ziemlich rauhen Klimas der Frühlings- und Wintermonate dort so lieblich anzuschauen sind mit ihren Säulenhallen und Altanen, den breiten weit geöffneten Vorhallen und den Loggien, die ins Land hinausschauen? Die Wohnbauten dort haben alle einen Zug ins Grosse, sie veredeln, möchte man sagen, das Dasein, erweitern den in unsern Tagen oft gar so engen Ideenkreis. . . . Ferner, finden Sie nicht, dass die Symmetrielosigkeit, wenigstens bei der einen Fassade, gar zu auffallend ist? und erinnert nicht das Ganze ein bisschen an die schablonenmässig aufgebauten Reihenhäuser, die den wechselnden Bedürfnissen der Allgemeinheit Rechnung zu tragen haben? Kurz, vermissen Sie hier nicht jene Einheit, die doch ein jedes Kunstwerk besitzen sollte?“

„Aber ich will ja meiner Tochter kein Kunstwerk hinterlassen; nein, ein behagliches, starkes, gutes Haus!“

„Gut; Sie werden mir aber zugeben, dass man sich nicht zu beklagen brauchte, wenn man beides vereinen könnte. Einem so vornehmen und überaus reizenden Wesen, wie Ihre Frau Tochter ist, steht es wohl an, ein Haus zu bewohnen, dessen äussere Erscheinung diese Vornehmheit und Lebenswürdigkeit zurückstrahlt. Es würde Ihnen selbst nicht missfallen, auf dem Wege zu der jungen Frau schon von weitem den Anblick der kleinen Familie.

auf die man doch hoffen darf, zu geniessen, wie sie unter einer Säulenhalle von feiner architektonischer Bildung oder unter einer Loggia in lieblicher Gruppe um die Mutter versammelt wäre. . . . Dies hier aber will mir viel eher dem Haus eines finsternen flämischen Schöffen gleichen. Die Giebelfelder entraten so jeden Schmucks. . . .“

„Aber erlauben Sie, lieber Freund, Giebelfelder sind keine Schmuckstücke, es sind Giebelfelder, nichts sonst.“

„Ganz recht; doch diese Giebelfelder und die hohen Dächer dahinter sind von einem Ernst, der einem Lusthäuschen, wie man sich's vorstellt, nicht ansteht.“

„Aber es ist kein Lusthäuschen; dies Haus ist für die Leute gemacht, die darin wohnen sollen, nicht für die Maulaffen, zumal wir hier keine zu sehen kriegen.“

„Tut nichts; ich hätte doch gern die etwas kalt dreinschauende Bildung des Aeusseren mit durchbrochenen Balkonen, Loggien, einer bedeckten Halle und einem Altan darüber beleben mögen.“

„Beleben mögen, beleben mögen, das ist bald gesagt; aber man kriegt in Ihren Hallen Rheumatismus. Das taugt für Nizza oder Mentone, in unsern Landstrichen aber ist es unzweckmässig. Es soll nur die Sonne recht schön auf die Mauern unsrer Wohngebäude niederscheinen, Ihre Säulenhallen aber sind Treibhäuser für den Schwamm.“

„Nun, mein Bester,“ erwiderte nach einer Pause

Herr Durosay, „ich sehe wohl, Sie haben nur Sinn für die sogenannte praktische Seite der Dinge. Und doch dürften Sie diese schöne Gelegenheit nicht versäumen und müssten Ihre Frau Tochter mit einem Hause beschenken, wie ich es meine, einem, das die materiellen Ansprüche des Lebens nicht vernachlässigt, dabei aber den feinen Duft künstlerischer Gestaltung besässe, der in unsern Provinzen nur allzu selten angetroffen wird. Ein wenig äussere Eleganz ist ein mächtiger Reiz, der eine unverwischbare Spur im Gemüt zurücklässt, und ihm danken's die Völker Italiens, dass sie den poesievollen Glanz früherer Zeiten ihrer Kulturentwicklung bis heute bewahrt haben. Sie vermögen zur Not etwas von dem sogenannten Komfort, den materiellen Ansprüchen des Lebens zu opfern, wenn Sie damit der Erhaltung jener herrlichen Traditionen der hohen Kunst in ihrem Lande dienen können.“

„Ich weiss nicht, was das für Dinge sind, die Traditionen der hohen Kunst, und ob sie einen vor Regen, Sturm und Sonnenbrand schützen, aber ich bekenne Ihnen, dass ich Ihre Villen aus der Gegend von Verona und Venedig mit den Säulengängen und geschlossenen Fensterläden recht fad und geschmacklos fand. Ich hab nie Lust verspürt, sie zu besichtigen, denn ich denke mir, dass man dadrinnen übel aufgehoben ist. Wenn das gemacht ward, um den Vergnügungsreisenden die Baukunst in Modellen vorzuführen, so hab ich nichts dagegen; ich habe aber nicht den Ehrgeiz, die Reisenden zu unterhalten

oder anzuregen, und meine Tochter denkt darüber genau so.“

„Kann sein. . . . Nun besucht aber Ihre Frau Tochter eben jetzt Italien; sie muss ferner an den Ufern des Bosphorus verweilen; sollte ihr's da nicht bei ihrer Heimkehr eine ganz besondere Freude bereiten, wenn sie gleichsam ein Andenken wiederfinden könnte an jene Eindrücke, die sie ganz gewiss dort unten wird gewonnen haben, und sollte nicht die Ueberraschung, die Sie ihr an und für sich bereiten, noch höheren Wert gewinnen, wenn Sie ihr diese Eindrücke ein wenig ins Gedächtnis zurückriefen? Was ist Ihre Meinung, Herr Architect?“

„Ich kann nur hören und staunen,“ sagte der Vetter, „wie trefflich Sie über unsre Kunst zu plaudern wissen.“

„So teilen Sie denn also meine Meinung und wären geneigt, dies Wohnhaus, das dank Ihren Bemühungen so schöne Anordnungen zeigt, auch noch mit einigen Verschönerungen der äusseren Bildung zu versehen, daran es ihm doch wohl mangelt?“

„Das möchte ich nicht sagen. Herr von Gandelau hat uns, wie man's von ihm gewöhnt ist, alle Freiheit gelassen und mir nur die Höhe der Bau-summe angegeben, die er nicht überschritten wissen wollte. Im übrigen aber hat man uns, nachdem das Programm festgelegt worden, weder eine übermässige Strenge der Durchbildung zur Bedingung gemacht noch auch die Anbringung von Verschöne-

rungen der äusseren Bildung, wie Sie es nennen, ausschliessen wollen.“

„Na sehen Sie; da nun aber mein Freund mit seinem aufs Reale gerichteten Sinn für diese Verschönerungen augenscheinlich keine Organe hat, so frag ich Sie, den Künstler, ob Sie es nicht für angebracht halten, diese am Ende etwas ernst dreinschauenden Schauseiten ein wenig zu bereichern und zu erwärmen, was Ihrem Talent gewiss ein Leichtes wäre. Sie kennen Italien, waren in Pompeji; begegnen uns nicht in der Architektur dieser Gegend tausend Motive, aus denen man Anregung schöpfen kann, wundervolle Vorbilder . . .?“

„Ja, ich bin in Italien und in Frankreich umhergereist; doch ich bekenne Ihnen, die Bauwerke in diesen Ländern konnten nur insofern Eindruck auf mich machen, als sie die Sitten und Gebräuche ihrer Schöpfer in getreuem Abdruck uns aufbewahren. Sie sprechen von Pompeji. Es ist eben jene Eigenheit, die mich an den Ueberbleibseln dieses italischen Provinzstädtchens lebhaft interessierte. Die kleinen Wohngebäude dort sind genau von der Art, wie sie zurzeit ihrer Erbauung den Gewohnheiten des Altertums und dem Klima des Ortes entsprachen. Doch aus dieser Erkenntnis folgere ich weiter: da wir nicht an den Ufern des Golfs von Neapel sitzen und unsre Gebräuche höchst verschieden sind von denen der Pompejaner, so dürfen unsre Wohnbauten in keiner Weise den ihrigen ähnlich sehen; so sehr es beispielsweise damals erwünscht war, in

einem offenen, durch ein „velum“ vor dem Winde geschützten „triclinium“ zu speisen, so unangebracht wär's, dieses Modell eines Speiseraumes nach dem Indre-Gebiet zu übertragen; so erquickend es war, bei offner Tür in einem vier bis fünf Quadratmeter grossen Zimmer zu schlafen, das nach einem säulen-umgebenen Hofe hinauslag, so unbehaglich wäre dies hierzulande, wo man sich erkälten würde, wollte man die Tür offen lassen, oder ersticken müsste, wenn man sie zumachte.

Aber da Sie einmal der antiken Wohngebäude Erwähnung getan, so vergönnen Sie mir, darauf hinzudeuten, dass die pompejanischen Häuser, die prächtigsten darunter nicht ausgenommen, in ihrer äussern Bildung nirgends jenen Zug ins Monumentale zeigen, der Ihnen so wertvoll erscheint. Alle Pracht, an der die Alten sich zu erfreuen wünschten, verlegten sie ins Innere ihrer Häuser, und es lag ihnen offenbar nichts daran, den Vorübergehenden etwas davon zu zeigen. Ich bin nicht recht unterrichtet, wie sie's mit ihren Villen, ihren Landhäusern hielten; doch nach den erhaltenen Resten hat man allen Grund anzunehmen, dass sie frei waren von dem Wahn unsrer Tage, man müsse den Gaffern draussen mit architektonischem Formenwesen imponieren.

Meiner Meinung nach sind jene herrschaftlichen Landsitze Oberitaliens, die Ihnen augenscheinlich so wohl gefielen, gar keine rechten Wohnbauten, die in irgend einer Beziehung zu den Lebensgewohnheiten ihrer Erbauer stehen, sondern viel eher Er-

zeugnisse der Selbstgefälligkeit; sie sind auch in der Tat kaum bewohnt gewesen, und der Zustand des Verfalls, in dem Sie sie antrafen, datiert nicht erst von gestern. Aus Hang zur Eitelkeit, zu äusserm Schein erbaut, haben sie die kurzen Jahre eines Menschenlebens, während deren solche der Eitelkeit ihr Dasein dankenden Werke benutzt zu werden pflegen, als Wohnbauten nicht überdauert und liegen nun verlassen da.“

„Sie bezeichnen als Eitelkeit,“ versetzte Herr Durosay, „was ich als Liebe zur Kunst erkenne, und deren Wesen ruht darin, dass sie das Kunstwerk zu zeigen wünscht.“

„Wir werden uns vermutlich über diesen Punkt nie verständigen,“ antwortete der Vetter; „ich meine, das Wesen der Kunst ruhe — wenigstens in der Architektur — darin, wahr und einfach zu sein. Sie sehen nur das formale Gebilde, das Sie entzückt oder abstösst; ich suche nach was andrem oder ich forsche vielmehr erst, ob das Formale auch der Ausdruck einer Notwendigkeit ist, ob es ein Recht auf Dasein hat, und nur so weit diese Bedingung nach meiner Meinung erfüllt ist, befriedigt es mich.“

„So ist denn eine Scheune in Ihren Augen ein Kunstwerk?“

„Gewiss, wenn sie gemacht ward mit Bedacht auf das, was sie unter ihr Dach nehmen soll, so gilt sie mir mehr als der unbequeme Palast, der im übrigen mit Säulengängen und Giebeln geschmückt sein mag.“

„Sie müssten nach Amerika.“

„Vielleicht wär's vernünftig von mir, wenn ich wüsste, dass man drüben nach einer natürlichen Bauweise strebte, die den Neigungen und Bedürfnissen der Wohnenden gerecht werden will. Doch in Amerika leidet man, genau wie überall in unsern Tagen, am Stilkoller, man glaubt an eine absolute Schönheit und meint sie nachzubilden, indem man ohne Sinn und Verstand, ohne nach Wesen und Ursprung zu forschen, ein Ueberliefertes in die Gegenwart herübernimmt.“

„Genug, genug!“ fiel Herr von Gandelau ein, da ihn das Zwiegespräch zu langweilen begann, „wir sind recht weit von Paulens Hause abgekommen; doch wenn Sie meine Tochter in ihrem neuen Heim zu sehen wünschen, soll Ihnen Ihr Recht werden: wir bauen vor die eine Schauseite des Hauses eine Säulenhalle aus Pappe, und in ihrem Schatten sollen venetianisch gekleidete Mädchen aus Berry und junge Herren in scharlachrotem Gewande sitzen und auf der Viola und dem Fagott Liebeslieder spielen. Einstweilen aber wollen wir schlafen gehen; es ist spät geworden.“